

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badisches Staatstheater Karlsruhe

Badisches Staatstheater Karlsruhe

Karlsruhe, 1933/34; mehr nicht digitalisiert

Roth, Friedrich: Der Türkenlouis

urn:nbn:de:bsz:31-62065

funden, sportlich stählenden Flugdienst. Nichts läßt die Misere des Alltags so vergessen wie der kameradschaftliche Geist solcher Gemeinschaft, die Studienrat und Tertianer ans selbe Schlepptau spannt und beiden das Messer zum Kartoffelschälen in die Hand drückt.

Zum Segeln gehört Wind. Aber möglichst ohne Regen. In diesem, auf der Kurischen Nehrung Gott sei Dank seltenen Fall, verwandelt sich das Flugzeug in einen Massenregenschirm. Die Gruppe hockt unter der Tragfläche und singt zum Trommeln der Tropfen auf der prallen Bespannung ein Segelfliegerlied:

„Ein, zwei Millimeter
drück den Knüppel weg —
Zwei Sekunden später
liegst du schon im Dreck . . .“

Aber der Wind, der bald von Südwest, bald von Ost und Nordost über diese herrliche Nehrung, diese blendende Mondlandschaft dahinbraust, reißt die Wolken rasch über den Streifen Land, drängt sie übers Haff ab. Klarfarben liegen die schmalgestreckten, buschigen Waldungen am Rande der Sandberge. Dort steht unter Blättern von Millionenstücken der Mückenschwärme geschützt, der Elch. Die Nehrung ist Naturschutzgebiet. Über Dünen, Meer und Haff ziehen Möven, Störche, Kraniche, Falken und Buffarde ihre Linien und Kreise.

Acht Stunden Flugdienst am Tag, 40 Starts, das ist immerhin ein Tagewerk für uns ungediente Alltagskrüppel. Aber in uns lebt ein neuer Sandhasengeist, wir sind schon halbe Wüstenjöhne. Da kommt ein anderer Fluglehrer mit der Startfahne über den Hang, die Gruppe folgt, schon hören wir die Räder des Startwagens quietschen — „Galopp!“ Und eine letzte Kraftanstrengung, eine fröhliche Jagd beginnt, wer zuerst den schmalen Weg durch Gehölz erreicht, denn, eisernes Gesetz von Rossitten, die leztkommende Gruppe hängt die Tore am Schuppen ein!

Kurz vor dem Gehölz schneiden die Spuren des Startwagens die Fahrte eines Elches — zwei Linien im Sand, aus Urzeiten zum Menschenflug, eine wunderliche Rune . . .

Zur Uraufführung des „Kampfstücks um den Oberrhein“

„Der Türkenlouis“

Von Friedrich Roth

Wir entnehmen das Nachstehende dem 19. Band der „Allgemeinen deutschen Biographie“. Leipzig, Verlag Duncker & Humblot, 1884.

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden. — Fast kampflos verlief die Zeit bis Ende October, in welchem Monate L. auf die Bitte der deutschen Reichsstände nach Wien berufen wurde behufs Uebernahme des Obercommandos der kaiserlichen und der Reichstruppen am Oberrhein. L. gehorchte, doch trennte er sich

nicht gerne vom Heere, das ihm treu ergeben, vom Kriegsschauplatz, auf welchem sein Erscheinen vom Feinde gefürchtet war. Dazu gesellten sich weiter die mit den Jahren zunehmenden Nachwehen seiner mehrfachen Verwundungen, sowie wol auch die Sorge, es könnte sein durch glänzende Thaten errungener Ruhm unter den politischen und persönlichen Intriguen erbleichen, welche den Feldherrn des Reichsheeres in der Kriegführung beirrten. Achtungsgebietend blieb aber sein Auftreten immer, sowol als er in meisterhaft geleiteten Manövern die Franzosen aus Schwaben über den Rhein drängte, sowie auch dann, als an Stelle seiner bisherigen Vorliebe zum Angriffskriege vorsichtiges Vermeiden jeder unsicheren Unternehmung trat, wobei er dem gleichfalls nicht angriffs-lustigen Feinde gegenüber 1693—1697 verharrte. L., welcher sich nach dem Tode Sobieski's, 1696, vergebens um den polnischen Thron beworben, widmete sich nach dem Ryswiker Friedensschlusse bis 1700 nur der Regierung seines Erblandes, welches während der vergangenen Kriegsjahre treu zu Kaiser und Reich gestanden und dieserhalben beim Einbruche der Franzosen die härtesten Bedrückungen erdulden mußte. Da trat 1701 des Kaisers Wunsch an L. heran, als Generalissimus das Obercommando des Heeres gegen Frankreich zu übernehmen und wengleich sich L. in seinen Ansprüchen auf Polens Thron nicht hinreichend unterstützt gesehen und sonst auch mehrfach in seinen Rechten verletzt fühlte, so fügte er sich doch. L. wußte wol, daß angesichts der allgemeinen Gefahr er allein den Widerstreit unter den deutschen Reichsständen bannen könne und nachdem ihm dies durch die Association von Nördlingen zum Theil gelungen, wendete er sich der arg vernachlässigten Reichsgrenze zu, welche er durch Erbauung von Verschanzungen und Bollwerken vertheidigungsfähig herrichten ließ. Hierauf entwarf L. den Operationsplan für den Feldzug 1702 und rückte, sobald selber genehmigt worden war, über den Rhein gegen Landau, welches in der Zeit vom 16. Mai bis 9. September eingeschlossen, belagert, wiederholt gestürmt und endlich zu Falle gebracht wurde. Ludwigs Thätigkeit hierbei glich wieder jener in den Türkenfeldzügen, seine dort gemachten Erfahrungen fanden hier eine nutzbringende Verwerthung, besonders da L. bei dem großen Mangel an Ingenieuren fast die ganze Belagerung persönlich leiten mußte. Der Kaiser selbst dankte L. „für die siegreiche Eroberung der Stadt und Hauptfestung Landau, die ihm eben so erfreulich als dem Publico ergözlich falle, und wofür dem Markgrafen großer Ehrenruhmb jetzt und bei der Nachweltdt gebühre“. Nun wollte L. in das Elsaß vordringen, als er die ganz Deutschland mit Schrecken erfüllende Nachricht von der beabsichtigten Verbindung der Baiern mit den Franzosen bei Hüningen erfuhr. Sein Entschluß in diesem ernstern Augenblicke war schnell gefaßt; er eilte mit Verstärkungen über den Rhein nach Friedlingen, wo es den 14. October zur Schlacht kam, welche L. mit bewährter Umsicht lenkte, so daß er den Feind, ungeachtet der Niederlage seiner eigenen Reiterei, derart zurückzuwerfen vermochte, daß der Kaiser Ludwigs „unermüdeten Vigilanz und standhaften valor den effect“ zuerkannte, „daß die linea der mit Churbayern abgezielten conjunction andurch unterbrochen worden“. Auf den in diesem Jahre gehaltenen Erfolgen fußte aber L. nunmehr den Operationsentwurf für den nächsten Feldzug, welcher jedoch nicht zur Ausführung gelangen konnte, weil die Reichsstände L. eine zum schnellen Sammeln der Truppen viel zu gedehnte Winterpostirung aufdrängten und es weiter unterließen, ihm 1703 rechtzeitig die versprochenen Verstärkungen zuzuschicken. L. mußte daher mit

einer vollkommen unzulänglichen Truppenmacht hinter den nach seinen Angaben erweiterten Bühl-Stollhofner Verschanzungen Stellung nehmen. „Es ist zu erbarmen, allergnädigster Herr“, klagte er dem Kaiser, „daß aus mangel der anstalten, so nit gemacht werden, und dato bei dero Hoff apparentlich nit gemacht werden wollen, alles zu grund gehen muß und ein in so schlechten Stand gestandener Feindt eine solche absolute Superiorität über Uns nehmen solle.“ Unterdessen waren Rehl und andere Orte verloren gegangen und wengleich L. die übermächtigen fünftägigen Angriffe auf die Bühl-Stollhofner Linie im Monate April abzuschlagen verstand, so zog er doch nach der Vereinigung der Franzosen mit den Baiern an die Donau, wo er sich mit großer Ausdauer und anerkannter Geschicklichkeit gegen das bedeutend stärkere französisch-bairische Heer bis zum Spätherbste behauptete und trefflich manövrirend all' dessen Absichten vereitelte. Der Winter dagegen wurde mit Vorbereitungen für den Feldzug 1704 ausgefüllt, bei dessen Beginne sich L. mit Marlborough an der Iller vereinigte, von wo beide gegen Donauwörth rückten, in dessen Nähe den 2. Juli die Schlacht am Schellenberge gewonnen wurde. Hier erhielt L. jene schwere Verwundung, welche nie gänzlich heilen sollte, hier erstand die Mißstimmung zwischen Marlborough, dem geistigen Urheber der Disposition zur Schlacht, und L., dem thatsächlichen Sieger im Kampfe, welche in ihren Folgen dem Prinzen Eugen von Savoyen den Anlaß gegeben zum bitteren Tadel über die „Anthätigkeit Marlborough's und des Markgrafen seit dem Siege beim Schellenberge“. Prinz Eugen war es übrigens auch, der durch Mäßigung die entzweiten Feldherren zur Eintracht zurückführte, worauf L., der einstweilen Ingolstadt belagert hatte, auf den Wunsch Marlborough's wieder gegen Landau zog, welche Festung er nach hartnäckigem Widerstande am 25. November zur Uebergabe nöthigte. Schon während der Belagerung Landau's waren zwischen Prinz Eugen, Marlborough und L. die Operationen für das Jahr 1705 festgestellt worden. L. sollte auf Antrag Marlborough's über die Mosel gegen Frankreich vorgehen, welches Verlangen Kaiser Josef I. in Erinnerung an Kaiser Leopold mit den Worten unterstützte: „Wie es auch schon der Wille meines herzallerliebsten Herrn Vatter Selig gewesen, den Intentiones und operationes der Allürten in sonderheit des Mylord Duc de Marlborough zu bequemen und das gute Verstandnuß und harmony auf alle Weiß zu cultiviren.“ Voll Hoffnung auf die Befriedigung seiner Chattenlust trat nun L. an die Spitze des unter großen Schwierigkeiten und Mühen zusammengebrachten Heeres, doch schon bei Beginn der Vorrückung mußte er selbes verlassen, da seine aufgebrochene Wunde dringend einer Kur bedurfte. Und als er, kaum genesen, nach Lauterburg gekommen, fand er statt einer actionsfähigen Truppe, Anbotmäßigkeit, Ausflüchte usw. unter den Führern der verschiedenen Hilfstruppen. Mit einem solchen Heere eine größere Unternehmung zu wagen, lag außer dem Bereiche der Möglichkeit; L. verließ sogleich, nachdem alle seine Versuche zur Wiederherstellung der Pflichttreue erfolglos geblieben, verstimmt und niedergedrückt den Kriegsschauplatz. Trotz dieser herben Erfahrung ließ sich L. aber 1706 erneut zur Uebernahme der Befehlsführung bewegen, legte selbe aber definitiv nieder, als sich die Reibungen des verflossenen Jahres wiederholten, namentlich jedoch deshalb, weil ihm aus Ursache seiner durch Kriegsstrapazen und Verwundungen ernstlich erschütterten Gesundheit unbedingt andauernde Ruhe von den Aerzten empfohlen wurde. L. ließ diesen Rath nur insofern gelten, als er den

Körper schonte, mit Geist und Herz diente er bis zum letzten Lebenshauche dem Vaterlande, wie dies aus verschiedenen hinterlassenen Memoires, sowie aus des Kaisers Dankschreiben vom 7. November 1706 erhellt, welches lautet: „Daß der Markgraf sich der fortdauernden indisposition ohnerachtet, die Anstalten zum Schutze der Reichsgrenzen so sehr angelegen sein lasse, wie er denn dieses schon so lange Jahre her für das allgemeine Wohl sowol im gegenwärtigen als verwichenen schweren Reichskrieg mit Hintansetzung aller Rücksichten in der That zu vollführen niemals unterlassen habe“. Der Verfall seiner Kräfte war hierauf immer mehr und mehr sichtlich, bis er seine Heldenseele am 4. Januar 1707 in Rastadt aushauchte. L. war seit 1690 mit Prinzessin Sybille von Sachsen-Lauenburg verehelicht; sein Sohn Wilhelm Ludwig übernahm nach ihm die Inhaberschaft des k. k. Infanterieregiments Nr. 23; mit seinem Sohne August Georg (Bd. I S. 659) erlosch die von Bernhard III. gestiftete Linie der Markgrafen von Baden-Baden.

Der fliegende Holländer

Für das Vorspiel zum „Fliegenden Holländer“ hat Wagner den folgenden Kommentar geschrieben, der gleichzeitig eine Einführung in das ganze Werk bildet:

Das furchtbare Schiff des „Fliegenden Holländers“ braust im Sturm daher; es naht der Küste und legt am Lande an, wo seinem Herrn dereinst Heil und Erlösung zu finden verheißen ist; wir vernehmen die mitleidsvollen Klänge dieser Heilsverkündigung, die uns wie Gebet und Klage erfüllen. Düster und hoffnungslos lauscht ihnen der Verdammte; müde und todessehnsüchtig beschreitet er den Strand, während die Mannschaft, matt und lebensübernünftig, in stummer Arbeit das Schiff zur Ruhe bringt. Wie oft erlebte der Unglückliche schon das ganz gleiche! Wie oft lenkte er sein Schiff aus den Meeresfluten nach dem Strande der Menschen, wo ihm nach jeder siebenjährigen Frist zu landen vergönnt war; wie oft währte er das Ende seiner Qual erreicht, und ach! — wie oft mußte er furchtbar enttäuscht sich wieder aufmachen zur wahnsinnig irren Meerfahrt. Seinen Untergang zu erzwingen, wütete er hier mit Flut und Sturm gemeinsam wider sich: in den gähnenden Wogenschlund stürzte er sein Schiff — doch der Schlund verschlang es nicht; zur Brandung trieb er es an die Felsenklippe — doch die Klippe zerschellte es nicht. All die schrecklichen Gefahren des Meeres, deren er einst in wilder Männer-Datengier lachte, jetzt lachen sie seiner — sie gefährden ihn nicht; er ist gefeilt und verflucht, in alle Ewigkeit auf der Meereswüste nach Schätzen zu jagen, die ihn nicht erquicken, nie aber zu finden, was ihn einzig erlöste. Rüstig und gemächlich streicht ein Schiff an ihm vorbei; er vernimmt den lustig-traurigen Gesang der Mannschaft, die auf der Rückfahrt sich der nahen Heimat freut: Grimm faßt ihn bei diesem heiteren Behagen; wütend jagt er im Sturm vorbei, schreckt und scheucht die Frohen, daß sie in Angst verstummen und fliehen. Aus furchtbarem Elend schreit er da auf nach Erlösung: in die grauensvolle Männeröde seines Daseins soll nur — ein Weib ihm das Heil bringen können! Wo, in welchem Lande weilt die Retterin? Wo schlägt seinen Leiden ein fühlendes Herz? Wo ist sie, die ihn nicht flieht in Grausen und Schreck, wie diese feigen